

# Das Attentat auf den Kaiser



Porträt des Mörders Heinrich May Hödel, geb. zu Leipzig 1857.

Nach dem ersten Exemplar der polizeilichen Aufnahme durch Photograph Stefsdorf in Berlin.

Wenn diese Zeilen in die Hände unserer Leser gelangen, wissen sie längst von der schändlichen That, die am Sonnabend das Leben unseres theueren Kaisers bedrohte. Wir alle erhielten die Schreckenskunde erst in einem Telegramm, und wir konnten noch hoffen, daß wir das Opfer eines Mißverständnisses würden. Aber die Nachricht bestätigte sich, und wir mußten uns in den bitteren Gedanken finden, daß sich in deutschen Landen, unter treuen deutschen Herzen, ein Mann fand, so ruchlos, so durchaus verblendet, so ganz und gar verderbt, daß er die revolverbewaffnete Hand erhob gegen den, der mit unseiner Gottes gnädiger Hilfe die tiefsten, die heftigsten Wünsche unseres Volkes erfüllte, der um seines Wohles willen es starkherzig ertrug, daß ihn eben dieses Volk in seiner Mehrheit Jahrzehnte lang verkannte, der unser Volk in hundert Schlachten zum Siege führte.

Aber der Schmerz wurde aufgewogen von der Freude darüber, daß Gottes Hand unserem Kaiser auch in dieser Stunde, wie schon in so vielen vorher, gnädig zur Seite stand, und es ihm und uns ersparte, daß der greise Wilhelm der Siegreiche, der erste deutsche Kaiser nach der langen bösen, kaiserlosen Zeit, durch eine deutsche Kugel fiel. Und so gestaltete sich denn der herbste Tag, den Deutschland als Kaiserreich erlebte, zugleich zu einem der schönsten, denn aus allen Herzen drangen die Liebe, die Verehrung, die Dankbarkeit, die wir für den Kaiser hegen, mächtig hervor, und der einzelne wurde sich der Uebereinstimmung mit den Gefühlen aller seiner Mitbürger froh bewußt.

Nun aber, da die ersten stürmischen Gefühle sich beruhigt haben, und nur das Gefühl heißen Dankes gegen den Allmächtigen und Allgütigen, der uns unseren theueren Kaiser erhielt, zurückblieb, blicken wir gern auf das Geschehene zurück und fragen uns: wie geschah

es? Wie konnte es geschehen? — Sonnabend, den 11. Mai, kehrte der Kaiser von einer seiner täglichen Spazierfahrten in den Thiergarten zurück. Er befand sich in Begleitung seiner Tochter, der Großherzogin von Baden und saß in dem offenen Wagen rechts, nach der Schattenseite der Straße unter den Linden zu. Als der Wagen sich ungefähr gegenüber dem Eingange des russischen Botschaftshotels befand, und der Kutscher die Pferde zurückhalten mußte, weil drei entgegenkommende Wagen ihn hinderten, an einer langsam vor ihm herfahrenden Droschke vorüber zu kommen, schoß ein Mann, der auf der Vorderbank des Trottoirs stand und durch die Droschke bisher verdeckt worden war, einen Revolver auf den Kaiser ab. Der Kaiser wurde erst dadurch aufmerksam, daß seine Tochter, welche den Schuß bemerkt hatte, sich schützend vorzubringen suchte.

„Galt das mir?“ rief er. Der Kutscher hatte unterdessen die Pferde parirt und der Feldjäger war vom Bod gesprungen, um den Attentäter zu ergreifen. Dieser war nach dem Schuß hinter dem Wagen über den Straßendamm gelaufen, hatte von dort aus noch einmal auf den Kaiser geschossen und dann versucht zu entfliehen. Dieser Versuch mißlang. Die Vorübergehenden, welche erschreckte Zeugen des Vorganges gewesen waren, ergriffen ihn, obgleich er noch mehrere Schüsse auf sie abfeuerte, und führten ihn der nächsten Polizeiwache zu.

Der kaiserliche Wagen war nach dem Attentat einige Minuten stehen geblieben. Zwei zufällig in der Nähe befindliche Offiziere traten an den Wagen heran und meldeten sich zur Entgegennahme etwaiger Befehle. Der Kaiser erklärte ihnen, daß er zur Zeit Ihre Dienste nicht bedürfe. Er war bewunderungswürdig ruhig und gefaßt. Als er weiter fuhr und das Publikum ihm von allen Seiten begeistert zuschauete, erwiderte er die Grüße so freundlich wie immer. Niemand, der ihn so sah, konnte ahnen, welche furchtbare Gefahr er eben durch Gottes gnädige Fügung entronnen war.

Im Palais war ein Diner angelegt. Man wollte es natürlich sofort abbestellen, aber der Kaiser ließ es nicht zu. Er zog sich nur vorher zurück, um durch ein Telegramm die in Baden-Baden weilende Kaiserin von dem Ereigniß und seiner wunderbaren Lebensrettung zu benachrichtigen, und um im engsten Kreise seiner Angehörigen dem zu danken, der ihn so gnädig behütet hat. Dann erschien er im Kreise seiner Gäste. Das Attentat hatte ihn nicht verwirrt, wie es ihn nicht erschreckt hatte. Er hat in einem langen reich gesegneten Leben gelernt, nach nichts anderem zu blicken als nach der Magnetenadel seines Gewissens, und mit der Heiterkeit des von Gottvertrauen erfüllten Christen ihr allein zu folgen in guten Tagen und auch in bösen. War es doch nicht zum ersten

Mal, daß eine Frevlerhand sich gegen ihn erhob, und nicht zum ersten Mal, daß der, dem er vertraut, sie fehlen ließ.

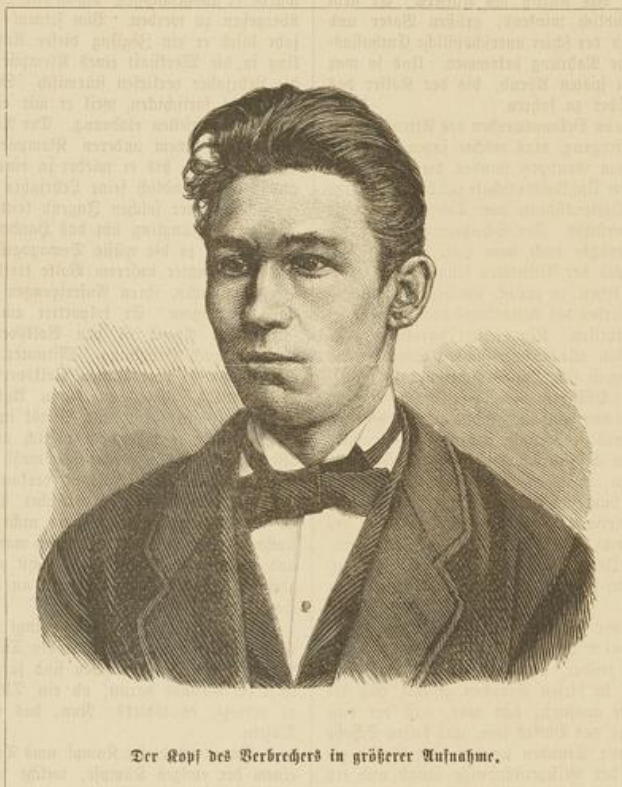
Unterdessen hatte sich die Nachricht von dem Attentat mit Blitzesschnelle über die Riesensadt verbreitet. Wie einst am Tage von Sedan die Bevölkerung vor dem Palais zusammenströmte, so sammelten sich auch jetzt endlose Scharen vor dem einfachen Hause, in dem Deutschlands Kaiser für sein Volk denkt, arbeitet und betet. Je näher man den Linden kam, erzählte der Berichterstatter des Berliner Tageblatt, desto mehr schwoh der Menschenstrom an, unter den Linden und in der Nähe des Palais war das Getriebe von überwältigender Großartigkeit. Zehntausende standen eingeseilt in weishevoller gehobener Stimmung, den Blick nach dem Palais gerichtet. Die aus allen Kreisen der Bevölkerung, selbst den allerbesten, zu-

sammengesetzten Massen wurden nicht müde, Anstrengungen zu machen, durch laute Zurufe den greisen Monarchen zu bewegen, am Fenster zu erscheinen. Aber wie das immer zu gehen pflegt, die Versuche blieben erfolglos, bis es einem aufstelligen Kopse gelang, zehn kräftige Stimmen in seiner Umgebung zu veranlassen, das „Heil Dir im Siegerkranz“ anzustimmen. Immer mehr und mehr fielen begeistert ein. Als aber die Stelle des Liedes kam: „Hail in des Thrones Glanz“

Die hohe Banne ganz, Liebling des Volks zu sein,

da schwoh der Chor zu mächtiger Stärke an, aus der deutlich heraussprach, wie die Worte des Textes die vollempfundene Wahrheit ausdrückten, und dann durchbraute Hoch auf Hoch die Luft, immer und immer wieder, bis sich plötzlich eine zu dem Balkon im ersten Stockwerk führende Thür öffnete.

Nach stärker schwoh die lauten Rufe an, und oben stand in seiner Generalsuniform mit entblößtem Haupte der Kaiser. Tausende von Hüten und Tüchern wurden in der Luft geschwenkt — da war an kein Aufhören, an kein Zurücktretten des Kaisers zu denken. Freundlich lächelnd, immer mit der rechten Hand salutierend, grüßte er dankend und sich verbeugend nach rechts und nach links und zog sich nur zögernd zurück, wohl selbst ergriffen von dem überwältigenden Beweise von Treue und Liebe, der ihm da unten entgegen gebracht wurde. Und dann war mit einem Male der Platz vor dem Palais fast menschenleer. Die Tausende, die eine Stunde lang sich fast heiser gerufen, den Kaiser zu sehen, verließen, nachdem dies geschehen, befriedigt den Platz — aber nur, um denselben für noch größere Menschenmassen zu räumen, die bisher vergeblich versucht hatten, in die Nähe des berühmten Eisensterns vorzubringen. Und dann wiederholte sich dasselbe Schauspiel von neuem. „Heil Dir im Siegerkranz“, „Die Wacht am Rhein“, andere patriotische Lieder mit und ohne Bezug auf den zu diesen Ovationen Anlaß gebenden Fall wurden



Der Kopf des Verbrechers in größerer Aufnahme.

gesungen, nicht immer in der richtigen Tonart, nicht immer ganz harmonisch, aber begeisterungsvoll und überzeugungstreu. Einen fast rührenden Eindruck machte es, als sich plötzlich aus den tiefen Männerstimmen hellklingende Knabenstimmen herausgehören ließen. Einige Hundert Schuljungen hatten sich zusammengeschoben und leiteten nun mit nimmer ermüdender Bereitwilligkeit die musikalischen Variationen ein, deren Führung ihnen von dem sich trefflich benehmenden Volk gern überlassen wurde.

Um sieben Uhr verließ der Kronprinz das Palais seines Vaters. Wir sagen seines Vaters, denn die Massen sahen in ihm gestern in erster Reihe den Sohn, dem der Vater durch Gottes Fügung erhalten war. Der Augenblick, in dem er den Wagen bestieg und nach seinem Palais fuhr, war ein unvergesslicher. Nur langsam konnte der Kutscher sich einen Weg durch die Tausende bahnen, die sich ihm jauchzend entgegenwarfen und ihm eine Strecke weit folgten. Da erscheint nunmehr am Gassenferner noch einmal das Antlitz des Kaisers. Er sieht die Scene draußen, freundlich winkend, grüßte Vater und Sohn sich noch einmal und der schier unerhöchliche Enthusiasmus des Volkes hatte neue Nahrung bekommen. Und so war es und blieb es bis zum späten Abend, bis der Kaiser das Palais verließ, um zur Oper zu fahren.

Der Reichstag war beim Bekanntwerden des Attentats auf den Kaiser in höchster Aufregung, man möchte sagen, in voller Auflösung. In verschiedenen Gruppen standen die Herren im Foyer, einer dem andern die Unglücksbotschaft zuflüsternd. Eine amtliche Anfrage beim Polizeipräsidenten per Telegraph brachte bald die Bestätigung des Gerüchts. Der Schutzmann des Hauses wurde nun sofort per Droßknecht nach dem Polizeirevier 3 in der Mittelstraße gesandt, wo der Attentäter festgehalten wurde. Nach einer halben Stunde kehrte er zurück, um den erwartungsvoll Harrenden über die Person des Attentäters und die näheren Umstände Auskunft zu erteilen. Kurze Zeit darauf erfolgte der Schluß der bis dahin ohne alle Aufmerksamkeit hingehaltenen Sitzung. Gegen 6 Uhr begab sich eine Deputation des Reichstags unter Führung des Präsidenten v. Fordenbeck in das Palais des Kaisers, konnte von denselben indes nicht empfangen werden. Der Empfang fand jedoch am folgenden Tage statt.

Die von allen Seiten herzustromenden Glückwünschen mußten sich damit begnügen, ihre Namen auf rasch ausgelegten Bögen zu verzeichnen. In buntester Reihenfolge finden wir hier die Botschafter der auswärtigen Höfe, die Würdenträger des Reiches, hohe Staatsbeamte, Militärs, Kaufleute, Gewerbetreibende, Schüler sogar. Jeder wäre eben gern dem geliebten Monarchen genähert, um ihm persönlich seine Treue, seine Liebe zu versichern.

Die Aufnahme, die der Kaiser erst in der Oper, dann im Schauspielhause fand, war nicht minder jubelnd und stürmisch. Auch ein weniger milder und gerechter Mann als unser greiser Kaiser hätte in diesen Stunden gefühlt, daß die Liebe, die diese Jubelrufe ausstieß, echt war, daß der eine Unselige nicht ein Vertreter des Volkes war, aus dessen Schoße er leider hervorging. Jene Stunden werden dem Kaiser gesagt haben, daß die Zeit der Mißverständnisse längst und ein für allemal vorüber ist, daß sein Bildniß für jetzt und für alle Zeit unauslöschlich eingegraben ist in die Herzen aller Deutschen, in denen noch Raum ist für ein so edles Gefühl wie Verehrung, daß in allen Deutschen, soweit sie nicht als der Auswurf der Nation die Zuchthäuser bevölkern oder wenigstens in sie gehören, an jenem Tage nur der eine Wunsch lebte: Gott segne, Gott erhalte uns unseren Kaiser. „Unserem König gehört unsere Liebe, frei, ganz, voll!“ rief der Hofprediger Kögel am folgenden Tage an geweihter Stätte, und er sprach damit, wie mit den folgenden Worten, nur unser aller Empfindung aus. „Die Väter, in deren Eisenreißern es einst gewehet und gewaltet, mit Gott für König und Vaterland“, sie stehen, durch die getrige entsehlliche That geweckt, aus ihrer Gruft auf und mit beschwörender Geberde durchschreiten sie das Land: „ehret den König“. Die Brüder aus den letzten Feldzügen, die auf dem Felde der Ehre gefallen und unter dem Banner der Treue bestattet sind, sie pochen geisterartig an unsere Häuser: „ehret den König!“ Die alten preussischen,

die neuen Reichsfahnen, die gestern von allen Dächern wogten und wallten, mit ihrer Vergegenwärtigung ringender Jahrhunderte und eines abschließenden glorreichen Jahrzehnts, sie rauschen's herab heut zu Jung und Alt: „ehret den König!“ Wie? Soll das Haupt eines einundachtzigjährigen Greises unter uns nicht mehr sicher, sollen wir des geliebten Hauptes eines Monarchen nicht mehr werth sein? Nein, wir sind kein Volk von Mordelmsündern! Für den Schmerz, der durch des Kaisers Herz geht, bieten wir als Ersatz verdoppelte Treue, Ehrfurcht, Liebe, Fürbitte.

Wenden wir uns jetzt dem Attentäter zu. Wer ist der Mann, der so Verrecktes plante und ins Werk zu setzen suchte?

Heinrich Max Hödel wurde am 27. Mai 1857 in einer Entbindungsanstalt zu Leipzig geboren. Er ist ein Kind der Sünde und es ist ihm nicht gelungen, die Hände, die sie gierig nach ihm ausstreckte, zurückzustoßen. Schon aus der Schule wurde er ausgeschlossen, um in eine Besserungsanstalt nach Jena übergeben zu werden. Von seinem 13. bis zum 15. Lebensjahr blieb er ein Zögling dieser Anstalt, um dann als Lehrling in die Werkstatt eines Klempermeisters zu treten. Auch die Lehrjahre verliefen stürmisch. Sein erster Lehrherr mußte ihn 1874 fortjücken, weil er mit einem schweren Schlagstein auf einen Gesellen einbrang. Der Anstaltsgeistliche bringt ihn darauf bei einem anderen Klempermeister, dann bei einem Gärtner unter, bis er wieder zu einem Klempermeister kommt und bei ihm endlich seine Lehrjahre beendet.

Nach einer solchen Jugend tritt Hödel nun in die Welt. Auf diesen Jüngling übt das Handwerk natürlich keinen Reiz. Aber da ist ja die wüste Demagogie, die seit einigen Jahren ihr Wesen unter unserem Volke treiben darf, mit allen ihren Versammlungen, ihren Aufreizungen und Aufregungen: Hödel wird Demagoge. Er kolportirt am Tage die „Fackel“ und schreit am Abend in den Volksversammlungen Bravo oder Fini, je nach Bestellung. Wintunter tritt er wohl auch selbst als Redner in sogenannten Volksversammlungen auf, oder begleitet die „Führer“ auf ihren Agitationsreisen. Was etwa noch von Gottesfurcht und Pietät in ihm lebt, geht hier verloren. Häret er hier doch täglich am hellen lichten Tage in offenen Versammlungen, denen wohl gar noch ein Wächter des Gesetzes in Uniform beivohnt, verkünden, daß die Religion eine nichtswürdige Erfindung türkischer Pfaffen sei, um das Volk zu verdammen; daß alle, die nicht mit der Hand arbeiten, schandwürdige Räuber seien, denen man den Raub abjagen müsse und abjagen werde; daß zunächst alles zerstört und niedergeworfen werden müsse, ehe man an den Neubau auch nur die Hand legen könne.

Das alles hört er, verschlingt er. Ihm, dem Gottlosen, ist der Mensch natürlich nur ein Thier wie andere auch, jeder Mensch, denn alle Menschen sind ja einander gleich. Und was liegt im Grunde daran, ob ein Thier das andere hintergeht, es verlegt, es tödtet? Nun, das ist eben der Kampf ums Dasein.

Nun tritt dieser Kampf ums Dasein ihm selbst nahe. Bei einem der ewigen Kämpfe, welche die Demagogen unter einander ausfechten, ist er der Unterliegende. Er wird aus der Gesellschaft ausgestoßen. Ferner: mit dem Verkauf der demagogischen Brandschriften fördert es sich nicht mehr recht. Er verdient nichts mehr. Endlich: sein wüstes Leben hat ihn auch körperlich ruiniert. Er hat eine häßliche Krankheit.

So irrt er in den Straßen Berlins umher. Er ist das gott- und freudlose Dasein, das er führt, so überdrüssig. Wie soll er Abwechslung in diese Dede bringen? Da kommt ihm ein herostratischer Gedanke: wie, wenn ich den Kaiser tödtete? Der Gedanke naht ihm nicht wie etwas Entsehlliches, das er zuerst zurückstößt und woran er sich erst allmählich gewöhnt — nein, er erscheint ihm von vornherein höchst beachtenswerth. Nach dem „Berliner Tageblatt“ bestellt er sich etwa acht Tage vor dem Attentat bei einem Photographen eine Anzahl Bilder. Als er sie abholt, rät er dem Manne, doch recht viele abzuzeichnen; er werde mit ihnen ein gutes Geschäft machen. Nach etwa einer Woche werde er todt sein, aber es werde wie ein elektrischer Funke durch die ganze Welt gehen. Er ist eben

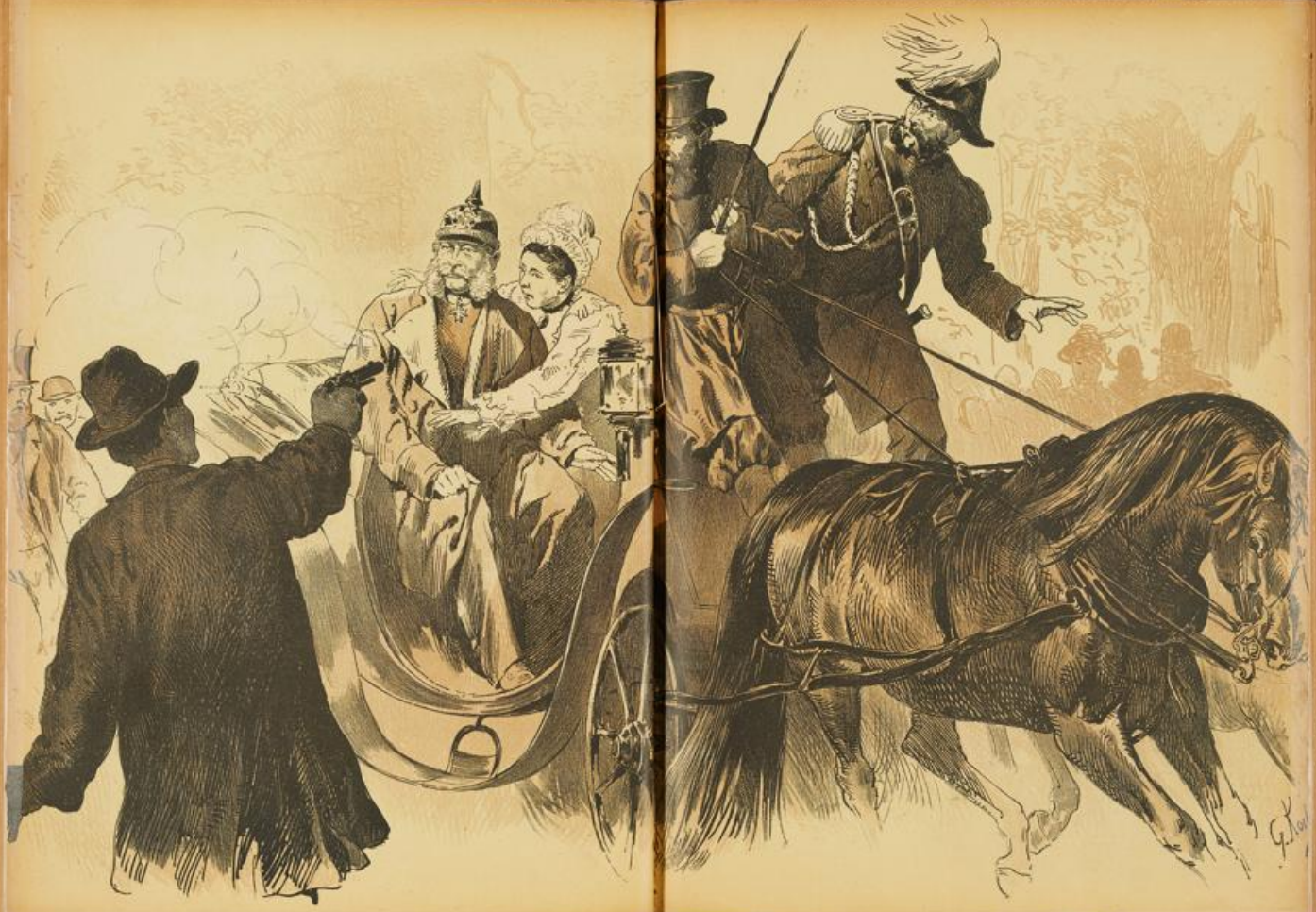
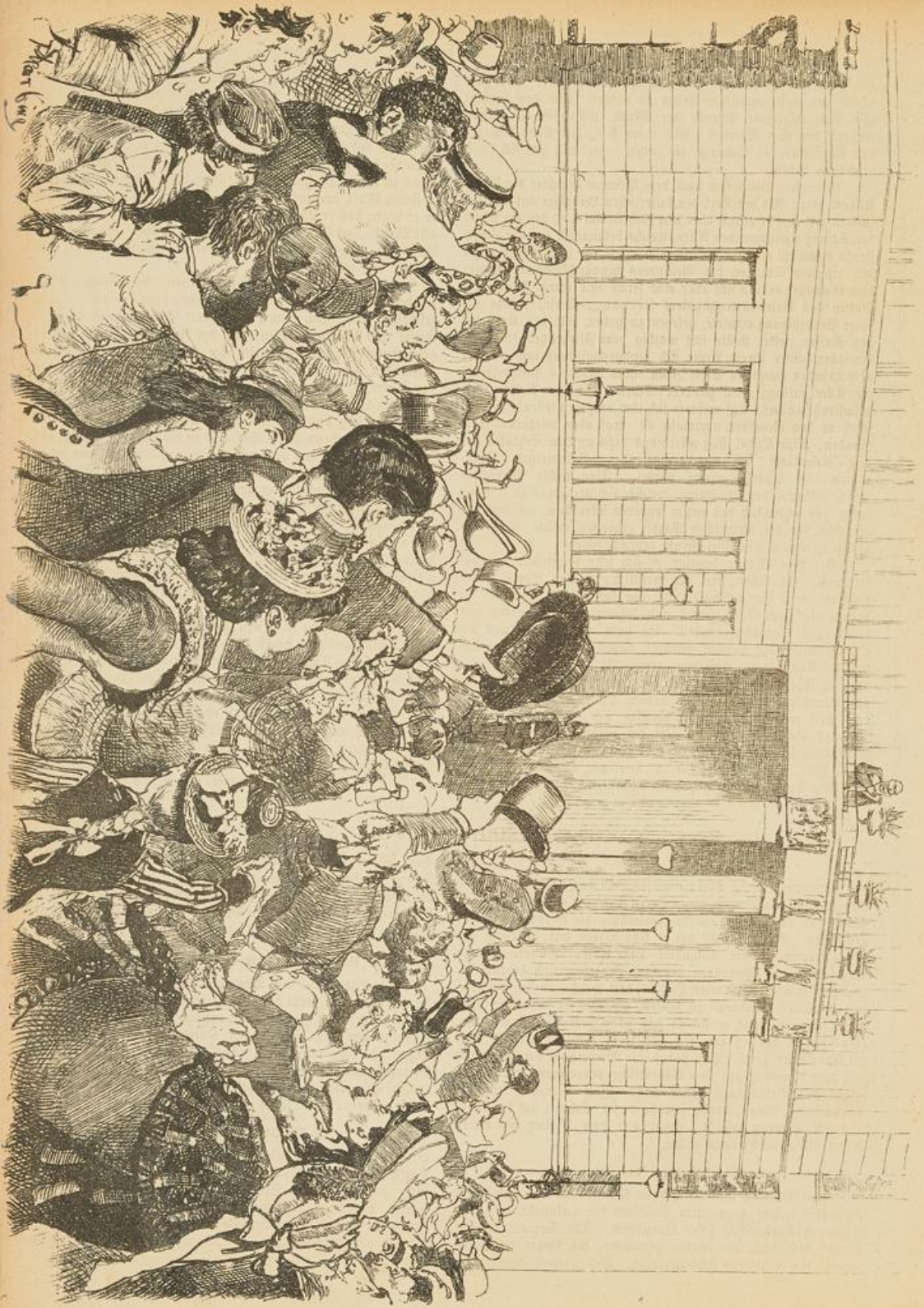


Illustration from the Illustrated London News, 1851, showing a man in a dark coat pointing a pistol at a man and woman in a horse-drawn carriage. A soldier with a rifle and a mounted soldier on a horse are also present.



Der Adel hat alle am Montag bei Schloss von dem Kaiserlichen Statler.

Herostrot, der bereit ist, in dem brennenden Tempel auch das eigene zur Last gewordene Leben zu opfern. Und doch versagt ihm nun in letzter Stunde der Muth, nicht der zur That, sondern der zum Sterben. Mit einer kläglichen Lüge sucht er den Kopf aus der Schlinge zu ziehen — er will auf sich selbst geschossen haben.

Ueber sein Benehmen nach dem Attentat berichtet die Nord. Allgem. Ztg.: Als der Kerk den kaiserlichen Leibjäger auf sich zu stürzen sah, lief er eiligst über den Bahndamm nach der Mitte der Straße einnehmenden Allee, welche bekanntlich von der Fahrstraße durch ein eisernes Geländer getrennt ist, und wollte unter dem eisernen Stangen des Geländers hindurchkriechen. Hinter dem Geländer befand sich aber eine Frau mit ihrem Kinde, die Gattin des Briefmarkenhändlers Liegnow. Diese, welche bei ihrer Vernehmung erklärte, gesehen zu haben, wie der Kerk auf den Kaiser zielte, stellte sich mutig dem Hiehenden entgegen, der aber, unter ihrem Arme sich hindurchwindend und mit der abwehrenden Hand ein Stück Zeug ihres Mantels durchschneidend, die Allee entlang etwa hundert Schritt nach der Neuen Wilhelmstraße zu lief. Auf mehrere sich ihm entgegenstellende Herren schoss er den Revolver nochmals ab, traf aber wiederum Niemanden. Eine Kugel flog allerdings dicht an den Schläfen des dem Attentäter sich entgegenstellenden Gastwirthes Dittmann aus Charlottenburg vorbei. Eine dichte Menschenmenge umschloß den Flüchtling, welcher sich vergebens zu befreien suchte und schließlich mit einem anderen Menschen, welcher anscheinend für den Attentäter Partei ergreifen wollte, nach dem Polizeibureau in der Mittelstraße gebracht wurde.

Bei dem Verhör benahm er sich sehr dreist und herausfordernd. Er behauptete, der christlich-socialen Partei anzugehören, wies die Anschuldigung, auf den Kaiser geschossen zu haben, mit Entrüstung zurück und behauptete, daß er sich aus Noth habe erschießen wollen. Er habe zu diesem Zweck die Straße unter den Linden gewählt, damit den Reichen deutlich vor die Augen trete, daß dem armen Volk nichts übrig bleibe, als sich todzuschießen, wenn es nicht verhungern wolle. Hödel als Vertreter des hungernden armen Volkes!

Mit welcher Trivoltität derselbe sich übrigens auf das Attentat vorbereitete, davon gibt der nachfolgende Bericht der Waffenhändlerin, bei der er den Revolver kaufte, ein anschauliches Bild. Derselbe erzählt im Berliner Tageblatt:

Am Sonnabend früh trat ein Mann zu mir in den Laden in

einem einfachen aber reinlichen Anzuge und fragte im ausgeprägt sächsischen Dialekt: „Sie haben ja wohl Revolver zu verkaufen? Wie theuer sind die?“ Ich sagte ihm, daß wir Revolver zu verschiedenen Preisen hätten und legte ihm eine solche Waffe mit einem Kaliber von 7mm für acht Mark vor. Er besah den Revolver von allen Seiten und meinte dann, acht Mark seien ihm etwas zu theuer, ob ich sie nicht billiger hätte. Ich gab ihm einen zu sieben Mark, der wollte ihm aber nicht passen und er nahm nun, da er hörte, daß er 25 Patronen gratis dazu bekäme, doch den zu acht Mark. Das Geld suchte er aus allen Taschen zusammen. Als ich fragte, ob ich ihm den Revolver einwickeln solle, antwortete er:

„Ne, här'n Se, ich muß erst wissen, wie ä solches Dings geladen wird; Pistolen hab' ich Sie schon öfters geladen und abgeschossen, aber noch keinen Revolver.“ Ich zeigte ihm nun die Griffe und Manipulationen, wie der Revolver geladen und abgeschossen wird; dann fragte ich ihn, ob er mich auch vollkommen verstanden habe. „Was werd' ich denn nicht?“ gab er lachend zur Antwort, „das ist Sie ja keene Hezerei nicht.“ Dann sah er sich im Laden um, nahm einzelne Jagdgewehre in die Hand, prüfte die Läufe und Schösser und bemerkte: „Das sind Sie recht scheene Gewehrschens, här'n Se; aber in die Tasche gehen sie nicht 'rein.“ Ich wollte nun gern wissen, wozu er den Revolver gekauft habe und fragte ihn darnach geradezu. „Ja, sehn Sie, liebes Madamchen,“ antwortete er ganz unbefangen, „ich bin Sie nämlich aus Sachsen, da reise ich viel, ich fahre auch heute schon wieder zurück und bei mir zu Hause da hat sich's sehr viel Wälder, und darin ist's nicht immer ganz geheier und da muß man so ein geladenes Dings in der Tasche haben.“ Darnach empfahl er sich. Der Mann machte auf mich keineswegs den Eindruck eines Mordtäthigen, er war außerst gesprächig und fast heiter.

Mit dem von Jugend auf verkommenen, verlumpten Manne kann man bei allem Born ein gewisses Mitleid haben; welches Gefühl muß uns aber gegen die erfüllen, die, moralische Urheber der scheußlichen That, selbst jetzt noch kein Wort des Bedauerns über sie haben und nicht einstimmen in den Jubel, mit dem ganz Deutschland seinem geretteten Kaiser zujubelt.

Werden wir sie auch jetzt noch länger gewähren lassen? Werden wir auch jetzt noch es ruhig mit ansehen, wie sie unser Volk verführen, verderben? Oder ist es noch nicht genug an dem Attentat? Müßten wir noch Härteres erleben?

Theodor Hermann Pantenius.

## Unsere Bilder.

### 1. Der Mörder.

Sonntag, den 12. Mai vormittags, wurde Hödel unter sicherer Bedeckung zu den Photographen Herrn Zielsdorf und Adler geführt, welche für die Polizeibehörde regelmäßig die Verbrecher photographiren. Montag früh um 8 Uhr waren wir im Besitz des ersten Exemplars der Aufnahme. Herr Adler schilderte unsrerem Abgesandten die Vorgänge bei der Prozedur und betonte besonders die Dummheit Hödels, mit welcher er sich weigerte, den Revolver geradeaus zu halten, wogegen er denselben gern gegen sich hielt, weil er sich ja nur selbst habe erschießen wollen. Im übrigen hat er sich led und leger genug hingestellt, wie die Abbildung zeigt. Wir haben die Wiedergabe der Aufnahme mit dem Revolver auf dem Nebentische vorgezogen, weil sie die Figur des Verbrechers besser zeigt. Von Dienstag früh bis Donnerstag Abend wurde sowohl dieser Schnitt als der Nr. 2 und Nr. 4 fertig gestellt, wofür wir dem Atelier des Herrn Roth alle Anerkennung zollen.

### 2. Die Hauptszene des Attentats.

Das Bild ist bald nach dem Attentat an Ort und Stelle entworfen, unter genauestem Studium der Lokalität, nach eingehendem Ausforschen jeder Einzelheit. Alle Details, Wagen, Pferde sind nach der Natur gezeichnet, die Köpfe des Leibjägers, des Kutschers sind Porträts. Der Zeichner des Bildes,

Herr Maler Roth in Berlin, hat die eminente Aufgabe in zwei Tagen glücklich zu Ende geführt, was ihm den Respekt der deutschen Kunstlerschaft vor solchem Können eintragen wird. Die Wiedergabe im Buch- und Tondruck ist Verdienst des Kunst-druckers Herrn C. Schönert in Leipzig.

### 3. Das jubelnde Volk vor dem königlichen Palais.

Die Szene, aus dem Leben von Herrn Maler Skarbina in Berlin gezeichnet, stellt die begeistertsten Kundgebungen dar, welche sich während des ganzen Nachmittags und Abends nach dem Attentat vor dem Palais des Kaisers wiederholten und bis gegen 11 Uhr erstreckten. Der Kaiser konnte sich den wie Meereswellen anschwellenden und ebenden Zurufen nicht entziehen und erschien wiederholt grüßend und winkend auf dem Balkon des ersten Stockes.

### 4. Die Abführung des Verbrechers

in dem „grünen Omnibus“ von seinem ersten provisorischen Gastlokal nach der Stadtvoigtei, ist von Herrn Maler C. Köhling gezeichnet. Die Scene, als der geschlossene Wagen unter starker Bedeckung reitender Schutzleute abfuhr, begleitet von den drohenden Berwünschungen des Volkes, soll nach Schilderungen von Augenzengen eine überaus eindrucksvolle gewesen sein.



Die Abführung des Verbrechers im Polizeijellenwagen unter starker Bedeckung von berittenen Schutzleuten nach der Stadtvoigtei am Abend des Verbrechens.

Verlaggeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig.  
Verlag der Pabelm-Expedition (Felsbagen & Klasing) in Leipzig. Druck von C. Schönert in Leipzig.